

Nr. 117. Bromberg, den 6. Juni 1928.

Das Kollegium von Kleckerfeld.

Roman von Willy Harms.

Vertrieb: Carl Duncker=Verlag, Berlin W. 62.

(16. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

XV.

Sühne.

Der Gerichtstag war für Kleckerfeld eine Sensation. Der Schlosser verließ seine Werkbank, der Schmied seine Esse und der Kaufmann seinen Ladentisch, um Zeuge zu sein, wenn die Beleidigung, die dem Heerführer der Schützen widerfahren war, abgewaschen wurde. Der Zuschauerraum, auf ungewöhnliche Ereignisse nicht eingerichtet, war schon überfüllt, als Busacker noch im Lehrerzimmer saß.

Die Stimmung im Kollegium war etwas gedrückt. Besonders Körner und Moormann schlichen im Lehrerzimmer umher, als sollten sie selber vor den Richter geschleppt werden. Busacker, der sorglos sein Frühstück zu essen schien, bekam einen mitleidsvollen Blick von Laubengrund; wie ein Mensch, der sich in einer halben Stunde vor dem Richter verantworten sollte, noch einen Bissen hinunterwürgen konnte, begriff er nicht.

„Ich wünsche Ihnen ehrlich, daß Sie freigesprochen werden!“ sagte er.

„Wenn ich freigesprochen werde, lege ich Berufung ein!“ antwortete Busacker scherzend. Er wollte es sich nicht merken lassen, daß auch er den Abend herbeiwünschte.

Entsetzt sah Laubengrund ihn an. Kein Wort sagte er mehr in der Pause.

Busacker hatte kein Mitleid verdient.

Auch Moormann war die Antwort in die Glieder gefahren. Mochte Busacker seine Haut zu Markte tragen, er hatte nie etwas für ihn übrig gehabt. Persönliches sollte ihn nicht kümmern. Aber hier stand mehr auf dem Spiele.

„Es ist, das werden Sie zugeben, ein nicht alltäglicher Fall, daß ein Mitglied des Kollegiums unter Anklage steht.“

„Sie meinen, Herr Moormann, daß ein Schatten von meiner Schlechtigkeit auf das Kollegium fällt,“ sagte Busacker.

„Jedenfalls weiß ich, daß ich an Ihrer Stelle heute nacht kein Auge zugetan hätte.“

„Ich habe geschlafen wie Herr Heiden in Semmelhacks Omnibus. Um zur Sache zu kommen: „Halten Sie Herrn Lobedanz nicht für einen Esel?“

Moormann sah sich um, als fürchte er fremde Ohren.

„Es steht mir frei, über einen Menschen zu denken, wie ich will. Aber ich darf es ihm nicht sagen.“

„Über mich dürfen Sie es sagen. Wofür halten Sie mich?“

Moormann war einen Augenblick verblüfft, und in der Verblüffung gelang ihm beinahe ein Witz. „Wenn Sie es denn wissen wollen: insofern auch für einen Esel, als Sie mit diesem Tier das dicke Fell gemein haben.“

„Diesen Vergleichspunkt lasse ich mir gefallen. Ich fühle mich in meinem Eselfell ganz wohl. Auch die kommenden Stunden vermögen mein Wohlbefinden nicht zu beeinträchtigen. Ein Großkampftag in Frankreich war schlimmer als ein Großkampftag in Kleckerfeld.“

„Wir schlachten dem verlorenen Sohne bei seiner Rückkehr ein gemästet Kalb“, rief Heiden, mit vollen Backen kauend.

„Falls man mir „Lebenslänglich“ aufhängt, ernenne ich Sie für Ihr Mitgefühl zum Universalerben!“

Körner ging sorgenvoll auf und ab. Die Jugend von heute war ihm zu leichtsinnig.

Heiden sah die schulleiterlichen Sorgen. „Herr Busacker, legen Sie in Ihre Stirn wenigstens ein paar Kummerfalten, damit unser Schulleiter zu der Überzeugung kommt, daß Sie Reue über Ihre Tat empfinden. Wenn ihn das Ministerium nach Verbüßung der Strafe zum Bericht auffordert, kann er mit gutem Gewissen Ihre Reue als milderndes Moment hervorheben.“

Körner stimmte zu. „Ich denke über den Fall wie Kollege Moormann. Es wäre besser, wenn es auf dem Gericht keine Akte Busacker gäbe.“

„Dann gäbe es für Kleckerfeld auch nicht das wohlig prickelnde Gefühl, so man Schadenfreude nennt. Und das wäre doch aus sanitären Gründen zu bedauern.“

Körner erwiderte bedeutungsvoll: „Sie sind unverbesserlich, und darum hat es keinen Zweck, Sie darauf hinzuweisen, daß Sie nicht mehr viel Sympathien in unserer Stadt haben. Gehen Sie sparsam mit dieser Ware um. Sonst —“

„Dies Sonst interessiert mich, Herr Körner!“

Als Körner schwieg, antwortete Heiden: „Sonst werden Sie als lästiger Ausländer aus Kleckerfeld gewiesen. Das wäre der erste Fall in unserer Stadt. Sie zögen damit in die Ruhmeshalle der Geschichte ein. Ihr Name wäre gerettet für die Ewigkeit.“

„Das wäre eine Aussicht, die mich reizen könnte —“

Heiden zog die Uhr. „In zehn Minuten sollen Sie an Ort und Stelle sein!“

„Da ich die Hauptperson im Stück bin, soll man mit dem Ziehen des Vorhanges schon so lange warten, bis ich mich eingefunden habe.“

„Oder man wartet nicht, sondern schickt den Gerichtsdiener Dankelmann. Wenn Sie darauf Wert legen —“

„Dann wäre das Vergnügen der Kleckerfelder vollständig. Vielleicht bringt er sogar Fesseln mit.“

Resolut stand Fräulein Bernhöft auf und faßte nach Busackers Arm. „Marsch mit Ihnen! Was einer sich einbrockt, soll er auch ausessen!“

„Halb zog sie ihn, halb sank er hin!“ deklamierte Heiden hinter ihm her. — Mit der üblichen viertelstündigen Verspätung eröffnete der alte Amtsgerichtsrat Mergenthin die Sitzung. Er lächelte dünn, als er den vollbesetzten Zuschauerraum sah. Ihm war in seiner langen Praxis nichts Menschliches fremd geblieben.

Nach Feststellung der Personalien fragte er gewohnheitsmäßig: „Vorbestraft sind Sie nicht?“

Busacker antwortete mit ernster Miene: „Ich bin einmal mit einer Geldstrafe von drei Mark belegt.“

Die Zuschauer reckten die Hälse. Nun kamen die letzten Sünden ans Licht.

„Weswegen?“

„Ich hatte abends keine Laterne am Rad.“

„Polizeistrafen kommen nicht in Betracht. Wir können in die Beweisaufnahme eintreten.“

„Darf ich vorher wegen der Zusammensetzung des Gerichts ums Wort bitten?“

„Sprechen Sie!“

„Ich soll mich heute verantworten wegen Beleidigung des Majors der Schützenzunft —“

„Ob der Kläger Lobedanz Major der Schützenzunft ist, soll uns hier gleichgültig sein —"

„Was fiel dem Amtsgerichtsrat ein? Durch die Reihen der Zuhörer ging eine Bewegung Fast alle waren Schützenbrüder, darum war die Bemerkung des Richters ungehörig. Es war durchaus nicht gleichgültig, ob Lobedanz Major oder Rekrut war. Um seiner Stellung willen hatte er die Beleidigung erdulden müssen, und es war wichtig, daß diese Tatsache gerichtsnotorisch sichergestellt wurde. Ein Flüstern des Widerspruchs, das zum Gemurmel wurde, ging über die Schranken. Kürschnermeister Brand vergaß, daß er nicht in seinem Laden war, und rief: „Lobedanz hat —"

Doch kein Mensch erfuhr, was Lobedanz hatte.

Mergenthin klingelte nach Dankelmann. „Bringen Sie den Herrn dort in der zweiten Reihe an die frische Luft, damit er sich draußen erholt."

Totenstill war's im Raum, als Brand wie ein Verbrecher hinausgeführt wurde. Sollte er sich wehren? Das war Widerstand gegen die Staatsgewalt. Sollte er nach Hause gehen? Er hatte seiner Frau versprochen, ihr alles genau zu berichten; nur unter dieser Bedingung hatte sie auf den Laden achtgeben wollen. Nichts konnte er ihr sagen. Denn daß er trotz seines Leutnantsranges auf die Straße gesetzt worden war, ließ sich nicht erzählen. Wütend ging er in den nächsten Krug und ertrank seinen Ärger im Alkohol.

Mergenthin kannte seine Kleckerfelder. Er brauchte kein drohendes Gemurmel mehr zu rügen. Lammfromm würden seine Zuhörer sein. Busacker konnte seinen Einsprurch vorbringen.

„Herr Lobedanz hat Klage erhoben als Führer der Schützenzunft, denn auch diese, nicht nur Herr Lobedanz, fühlt sich durch mich beleidigt. Soviel ich weiß, ist einer der Schöffen, der Ackerbürger Retzmann, Mitglied der Zunft, würde also in eigener Sache das Urteil zu sprechen haben. Ich lehne daher diesen Schöffen wegen Befangenheit ab."

Durchdringend sah der Amtsgerichtsrat den Angeklagten an. Wollte er das Gericht verulken? Doch keine Miene in Busackers Gesicht verzog sich. Er wahrte wenigstens die Form. Aber der Amtsgerichtsrat war überzeugt, daß der Angeklagte, ebenso wie er selber, die Verhandlung von der humorvollen Seite nahm.

„Das Gericht wird sich zurückziehen und zu Ihrem Antrage Stellung nehmen." Im kleinen Hinterzimmer hatte der Amtsgerichtsrat eine schwere Aufgabe. Es war nicht leicht, die beiden Gehilfen zu der Überzeugung zu bringen, daß Busacker formal im Recht sei und Retzmann darum ausscheiden müsse. Denn Retzmann wollte durchaus nicht. Wie eine Blamage war das. Die Leute mußten denken, daß ihm die Fähigkeit zum Schöffen fehle. Umsonst hatte er sich in seinen Sonntagsrock geworfen.

Dankelmann wurde abgeschickt, um einen Hilfsschöffen loszueisen. Den Eisenbahnvorarbeiter Blohm holte er vom Holzhauen weg, ließ ihm kaum Zeit, sich die Hände zu waschen. Nun konnte die Verhandlung ihren Fortgang nehmen. Behäbig setzte der Amtsgerichtsrat sich zurecht. Er ließ den Brief von Lobedanz verlesen.

„Kläger, übernehmen Sie die volle Verantwortung für das, was Sie geschrieben haben?"

„Was sollte die Frage? Lobedanz hatte das Gefühl, als führe der Richter ihn aufs Glatteis. Sein „Ja" klang etwas unsicher.

„Sie schreiben, daß die Stadt nichts mehr mit dem Lehrer Busacker zu tun haben will. Was verstehen Sie unter dem Begriff Stadt?"

Die Frage war kinderleicht. Die Stadt war Kleckerfeld.

„Nach dem Wortlaut Ihres Briefes will kein Mensch in Kleckerfeld — ich zum Beispiel, oder der Bürgermeister oder ein Mitglied des Kollegiums oder Mutter Frank aus dem Armenhause — etwas mit dem Lehrer Busacker zu tun haben. Können Sie diese Behauptung durch Zeugen beweisen?"

Lobedanz trat unruhig von einem Fuß auf den anderen. „Ich habe gemeint —"

„Auf das, was Sie gemeint haben, kommt es nicht an, sondern darauf, daß Sie ja oder nein antworten. Geben Sie zu, eine unvorsichtige Behauptung aufgestellt zu haben?"

Das waren ja die reinsten Advokatenkniffe! Lobedanz mußte sich schwitzend zu einem „Ja" bequemen. Aber dann regte sich sein Manneszorn. War er Angeklagter oder war Busacker es? Der Amtsgerichtsrat schien die Personen verwechselt zu haben. Lobedanz hatte keine Anklage erhoben, um sich vor seinen Mannen im Zuhörerraum ausfragen zu lassen. „Ich protestiere gegen diese unwürdige Behandlung und werde —"

„Sie haben hier nichts zu protestieren! Merken Sie sich das! Ich behalte mir vor, den Kläger wegen Ungebühr vor Gericht in eine Ordnungsstrafe zu nehmen."

Gebrochen sank Lobedanz auf seinen Platz. Nicht die Spur einer Majorsglorie war mehr um sein schweißnasses Haupt. Aber er hatte es erreicht, daß er in Ruhe gelassen wurde. Der Amtsgerichtsrat wandte sich an Busacker.

„Sie haben den Kläger in vollster Absicht einen Esel genannt?"

„Ich muß zugeben, daß ich nicht in Übereilung gehandelt habe."

Ein Lächeln huschte um den Mundwinkel des alten Herrn. „Sie können sich aber doch durch den Augenschein davon überzeugen, daß der Kläger kein Esel ist, sondern ein Mensch wie Sie und ich."

Busacker wußte, daß er an dem Amtsgerichtsrat einen milden Richter haben werde. Ihm wurde leicht zumute. „Ich habe mit dem Ausdruck auch nicht das Äußere des Klägers herabsetzen wollen. Es kam mir darauf an, seine geistigen Qualitäten festzustellen."

„Dann muß ich den Kläger fragen, ob er den Ausdruck auch so verstanden hat. Haben Sie ihn auch nur auf Ihre geistigen Qualitäten bezogen?"

Mergenthin verlangte viel. Woher man gutes Kernleder bezog, hätte Lobedanz sagen können, aber geistige Qualitäten hatte er noch nicht bezogen. Sie kamen in seiner Branche nicht vor. Er holte sein seidenes Taschentuch hervor und klopfte sich die Stirn ab. Aber das Klopfen nützte nichts. Er wußte nicht, ob ein „Ja" oder ein „Nein" richtig war. Darum vermied er eine klare Antwort und sagte, daß er sich nicht mehr besinnen könne, da gerade ein Auto vorübergefahren sei.

„Damit können wir diesen Fall wohl verlassen", sagte der Amtsgerichtsrat.

„Wir hätten dann noch darüber zu sprechen —" er wandte sich an Busacker, „daß Sie in der Schule eine ehrenrührige Äußerung über die Schützengilde gemacht haben. Sprechen Sie darüber!"

„Ich hatte in der Literaturstunde gerade die Stimmung vorbereitet für ein Gedicht —"

Der Amtsgerichtsrat sah ihm steil in die Augen. Busacker glaubte in dem Blick ein Körnchen Humor zu sehen. „Sie haben hier eben einen pädagogischen Ausdruck gebraucht, der nicht ohne weiteres verständlich sein dürfte. Können Sie den Zuhörern klarmachen, was Sie mit „Stimmung" gemeint haben?"

„Nein, Herr Amtsgerichtsrat!" antwortete er. Aber die Schützenbrüder stellten fest, daß seine Miene keine Gedrücktheit zeigte, obwohl er vor aller Welt sein Unvermögen bekennen mußte.

„Dann muß es auch so gehen. Erzählen Sie weiter!"

„Im Ärger über die Störung des Unterrichts habe ich den Umzug eine Maskerade oder so ähnlich genannt."

„Und Sie haben diese Wendung als ehrenrührig empfunden, Kläger?"

„Jawohl!" Lobedanz war sich seiner Sache sicher. Hier gab es keine Spitzfindigkeiten.

„Wollen Sie damit sagen, daß Sie jeden Besuch einer Maskerade für ehrenrührig halten?"

Zu einem verlegenen Nein mußte sich Lobedanz bequemen, denn er war im letzten Winter selber zum Maskenball gewesen.

„Damit wäre alles klargestellt. Legen die Herren Schöffen Wert darauf, daß Zeugen vernommen werden?"

Durch Kopfschütteln deuteten die Herren Schöffen an, daß sie keinen Wert darauf legten. Besonders Blohm nicht. Er wollte schnell nach Hause, damit das Holz noch bei gutem Wetter in die Miete kam.

„So erkläre ich die Beweisaufnahme für geschlossen und gebe dem Herrn Amtsanwalt das Wort."

Vor fünf Jahren hatte der Herr Amtsanwalt noch in seinem Kolonialwarengeschäft Käse und Syrup abgewogen. Seit er das Geschäft verkauft hatte und im Hauptberuf Amtsanwalt geworden war, erinnerte er sich ungern an seine koloniale Vergangenheit. Durch Würde suchte er glaubhaft zu machen, daß er in seinem Leben weiter nichts getan habe, als arme Sünder den Arm des Gesetzes fühlen zu lassen.

„Da der Angeklagte bisher nicht vorbestraft ist, will ich davon absehen, eine Gefängnisstrafe zu beantragen, obwohl die Schwere der Beleidigung sie zuließe. Ich halte eine Geldstrafe in Höhe von einhundert Mark für ausreichend."

Das Gericht zog sich zur Beratung zurück.

Gastwirt Hennings hatte als jüngster Schöffe zuerst das Wort. Da es Busacker noch nicht in den Sinn gekommen war, ein einziges Glas Bier bei ihm zu trinken, also offenbar noch nicht begriffen hatte, daß Gastwirte auch leben wollen, hatte er keine Ursache, ihn zu schonen. Seine Haupteinnahme im Jahre hatte er am Königsschußtage, darum waren seine Sympathien auf seiten des Klägers und der Schützengilde. Er schlug als Strafe eine Woche Gefängnis vor, wollte aber eine Bewährungsfrist zugebilligt wissen. Wenn Busacker hinfort keinen Anstoß errege — wenn er sich also herbeiläßt, auch mein Bier zu trinken, setzte er in Gedanken hinzu — solle ihm die Strafe geschenkt sein.

Der Eisenbahnvorarbeiter Blohm gab unverblümt zu verstehen, daß es besser gewesen wäre, wenn man ihn beim Holzhauen gelassen hätte, dann hätte er eine nützlichere Beschäftigung gehabt. Er beantragte Freisprechung.

Nach einer Minute hatte Amtsgerichtsrat Mergenthin die unterschiedlichen Auffassungen auf der mittleren Linie vereinigt.

Busacker wurde zu einer Geldstrafe von zwanzig Mark verurteilt. —

Am Tage darauf brachte der Kleckerfelder Bote unter der Überschrift „Eine milde Sühne" den Tatsachenbericht über die Gerichtsverhandlung. Damit erfüllte Redakteur Oppen lediglich seine Pflicht gegen die Allgemeinheit. Denn alle, die beruflich und räumlich verhindert gewesen waren, der Sitzung persönlich beizuwohnen, wollten den Fall nachträglich miterleben. Sollte Oppen Rücksicht nehmen und alles totschweigen? Das wäre — er hatte es im Kriege zum Unteroffizier gebracht — wie das Unterlassen einer dienstlichen Meldung gewesen.

Babenhoff saß, die Zeitungsnummer mit dem Bericht in der Hand, auf der Bank vor der Haustür. Wenn Volkszählung war, nannte er sich Arbeiter, doch wurden nur wenig Leute etwas von seinem Beruf gewahr. Er grübelte über die Ungerechtigkeit der Welt. Als er vor zwei Jahren im Laden von Lobedanz aus Versehen ein Paar Schuhe zuviel eingepackt hatte, war auch eine Gerichtssitzung die Folge gewesen, die ihm einen mehrwöchigen Aufenthalt hinter dicken Mauern eingebracht hatte. Aber Oppen hatte kaum Notiz davon genommen, in drei Reihen war alles abgetan gewesen. Und über Busacker, der mit zwanzig Mark davonkam, brachte er eine halbe Spalte. Das war unrecht. Ärgerlich zerknitterte Babenhoff das Blatt. Dem Busacker gab er keine Schuld, nur Oppen. Busacker war, wie er, gestrauchelt über eine der vielen Fußangeln, die die Gesetzesmacher für harmlose und friedliebende Bürger aufgestellt hatten.

Auch Chausseewärter Hase, der die Landstraße von den verheerenden Quecken säuberte, zerbrach sich den Kopf über die durch das Gerichtsurteil geschaffene Lage. Er war, wie Busacker, Staatsbeamter und war sich darum der Pflichten bewußt, die ein öffentliches Amt dem Inhaber auferlegte. Busacker hatte diese Pflichten verletzt. Auch die Kinder lasen von seiner Verurteilung. Sollten sie in der Pause über ihn flüstern dürfen? Das untergrub alle Staatsautorität, mußte die festesten moralischen Grundzüge umstoßen. Unkraut riß man heraus und ließ es im Chausseegraben verdorren. Ähnlich würde es auch dem Busacker ergehen. Er war nun einmal auf der schiefen Bahn, mußte vielleicht die kleine Entgleisung mit dem Chausseegraben büßen. Er konnte einem leid tun.

(Fortsetzung folgt.)

Im Bauch der Erde.

Das Erlebnis einer Bergwerksfahrt.

Von Dr. Geno Ohlischlaeger.

Der Mensch würde in meinen Augen als ein Gott dastehen, dem es gelänge, die Welt von der Kohle unabhängig zu machen. Kein Gott der Wissenschaft wäre er mir, kein Gott der Technik oder gar der Sensation, sondern einfach ein Gott der Erlösung. Aber das Mitleid ist in der heutigen Weltwirtschaft unangebracht; wir müssen gegen die einen grausam sein, damit die anderen es gut haben. Wir denken nicht einmal mehr daran, wieviel die einen leiden müssen, damit die anderen genießen . . .

Wenn man durch das Ruhrgebiet reist, so sieht man ringsum große eiserne Türme in die Luft ragen und auf ihnen nebeneinander zwei Räder, die sich von Zeit zu Zeit erst ganz langsam, dann immer schneller, zuletzt mit rasender Geschwindigkeit drehen. Das sind die Fördertürme der Kohlenzechen, an denen Wohl und Wehe der Belegschaft hängt.

Der Förderturm steht genau senkrecht über dem Schacht. In seiner Nähe im Maschinenhaus sitzt der Träger einer großen Verantwortung, der Maschinenmeister. In seiner Hand ruht ein guter Teil des Schicksals aller unter Tag Arbeitenden. Über das große Schwungrad vor ihm, das einen Durchmesser von vier Metern hat, läuft das dicke Seil aus Hanf und versponnenen Eisendrähten für die beiden Förderkörbe. Es führt vom linken Förderkorb, der sich gerade tief unten im Schacht befinden möge, über das linke Rad auf dem Turm unter das große Schwungrad und über dieses zurück über das rechte Rad auf dem Turm nach dem rechten Förderkorb, der augenblicklich zu ebener Erde hängt. Der Anschlager unten in der Erde gibt ein Glockenzeichen, wenn der untere Förderkorb zur Auffahrt bereit ist, an den Anschlager am oberen Förderkorb; dieser gibt das Glockenzeichen an den Maschinenmeister weiter, wenn auch der obere Korb fahrtbereit ist. Nach diesem Glockenzeichen setzt der Maschinenmeister die Maschine in Bewegung, das Schwungrad hebt langsam an sich zu drehen, läuft schneller und schneller, bis die Körbe eine Fall- und Steigegeschwindigkeit von 18 Metern in der Sekunde erreicht haben. Er hält nun das Seil scharf im Auge: wenn die weiß übermalten Stellen auf dem Seil erscheinen, muß er anfangen, zu bremsen, und dann liest er von einer Skala neben dem Seil ab, wann die Körbe am Ziel sind. Maschine halt! Der linke Korb ist jetzt oben, der rechte unten angelangt. Eine kurze Pause, dann klingt das Glockenzeichen wieder, und das gefährliche Spiel beginnt von neuem. Wehe, wenn der Maschinenmeister die Maschine zu spät zum Stehen brachte; dann saust der eine Korb gegen den Förderturm, der andere stößt mit entsetzlicher Wucht auf den Boden und wird zerschmettert.

Doch jetzt fort mit den bösen Gedanken; wir wollen uns ihm ja gleich anvertrauen. Mit mir hat sich auch eine Dame um die Erlaubnis beworben, dem Reich der schwarzen Diamanten einen Besuch abstatten zu dürfen. In den Ankleidekabinen der Knappen schlüpften wir in die „Besuchskleidung". Hemd, Unterhose, Halstuch und Fußlappen sind aus Flanell, Hose, Weste und Rock aus Leder, und zwar sonderbarerweise aus weißem oder besser weißgewesenem Leder. Eine Lederkappe auf den Kopf, Stock und Laterne in die Hand, jetzt sehen wir aus wie richtige „Kumpel". Wir schließen uns zwei Steigern an, die ein Revier zu begehen haben. Mit gewaltigem Getöse kommt der Förderkorb aus dem Schacht. Er hatte drei Abteilungen übereinander, eine für Personen und zwei für die Kohlenwagen. „Sind Sie entschlossen?" fragt der Steiger. „Wer zurückbleiben will, braucht sich nicht zu schämen." Wir sind entschlossen und betreten den Korb. Er fährt einige Meter höher; die Kohlenwagen werden heraus- und die leeren hineingeschoben. Kläng! kommt das Glockenzeichen aus der Tiefe. Kläng! kläng! zweimal schlägt der Anschlager an zum Zeichen für den Maschinenmeister, daß diesmal Personen mitfahren; dann darf die Höchstgeschwindigkeit „nur" zehn Meter in der Sekunde betragen. Los! „Halten Sie sich gut fest!" Wir sausen in die Tiefe. Hu, wie der Luftdruck in den Ohren schmerzt. Hängen wir an einem Gummiseil? Der Korb scheint auf und ab zu tanzen. Ein furchtbares Gefühl. Der Boden sinkt unter den Füßen. Stürzen wir? Der Luftdruck nimmt einem den Atem. Eiseskälte. Die Idee einer schwarzen Wand vor den Augen, an der herab es in den Abgrund geht. Plötzlich Licht, ein Gefühl des Gebremstwerdens, ein Ruck, wir fliegen wieder nach oben? Nein, Einbildung, wir sind unten und halten; nur haben wir noch die Eigengeschwindigkeit im Körper. Wir steigen aus, überrascht, uns in einem großen unterirdischen Bahnhof zu befinden. Eine geräumige Halle empfängt uns, und macht uns durch ihre elektrische Beleuchtung vergessen, daß wir uns 881 Meter unter der Erde befinden. Hier laufen die Schienenstränge des ganzen, kilometerweit nach allen Richtungen hin erschlossenen Reiches zusammen. Hier drängen sich die Kohlenwagen, die von weit her mit Kohle beladen — sie fassen je zehn Zentner — angefahren kommen, von zwischen den Schienen laufenden Seilen gezogen. Auf dieser Zeche wird alles mit Preßluft betrieben. Es gibt auch jetzt noch Bergwerke, in denen die Wagen von Pferden gezogen werden. Diese armen Tiere, die nie mehr ans Tageslicht kommen, erblinden nach und nach; die Natur, die mehr Mitleid mit ihnen hat als die Menschen, stattet sie dafür mit desto feinerem Tastgefühl aus. Das Gewölbe ist breit angelegt, die Decke mit Ziegelsteinen ausgemauert. Wir besichtigen zuerst die Pumpstation. Durch eine eiserne Tür geht es eine Treppe von 125 Stufen hinunter. Man staunt über die Großartigkeit dieser Anlage. In einer weiten Halle stehen die elektrischen Pumpstationen, die durch breite Rohre das Sumpfwasser aus dem Boden über die Erde pumpen. Ein Blick auf die Skala zeigt, daß das Wasser im Augenblick 35 Zentimeter hoch steht.

Die zwei Steiger gehen voran, dann folgt die Dame; ich komme am Schluß. Wir gehen in einen gut ausgemauerten Gang hinein. Ein starker Luftzug weht uns entgegen; der rührt von dem großen Ventilator her, der die schlechte Luft aus dem Stollen saugt. Als wir etwa eine halbe Stunde immer fest marschiert sind, wird der Gang erheblich niedriger; wir müssen uns bücken. Auch sind die Wände nicht mehr gemauert, sondern nur mit Balken gestützt. Eine weitere halbe Stunde wandern wir so in stark gebückter Haltung daher. Aber dafür wird es auch interessanter: wir kommen „an Ort", wo die Kohlen gebrochen werden. „Glück auf!" Wir begegnen den ersten Hauern. Sie arbeiten nur in der Hose; der Schweiß läuft ihnen in Strömen vom Gesicht. Kein Wunder; denn das Thermometer zeigt 28 Grad.

wie der Betriebsrat soeben feststellt. Er geht ein Stück mit uns. Die Hitze wird immer unerträglicher. Da kämpfen wieder zwei mit dem Gestein. „33 Grad!“ mißt der Betriebsrat. Deshalb brauchen die Leute hier nur fünf Stunden zu arbeiten. Wir müssen weiter. Der Gang wird enger; der Atem geht schwer; die Zunge klebt mir am Gaumen. Hier ist eben eine Sprengung ausgeführt worden; schwer lastet der Pulverdampf auf den Lungen. Wenn das große Lüftungsrohr des Ventilators nicht wäre, würden wir wohl hier ersticken. Jetzt müssen wir durch das frisch gebrochene Loch kriechen, auf allen Vieren. Man hat hier von zwei Seiten einander entgegengearbeitet und ist eben durchgebrochen. Der Gang ist nicht höher als einen halben Meter.

Ein kleiner Kumpel von vielleicht sechzehn Jahren kommt seufzend herangehinkt. „Was ist dir denn passiert?“ „Ich bin mit dem Fuß unter das Seil geraten und hingefallen.“ „Kannst du den Weg zum Schacht allein finden?“ „Ja.“ Und er humpelt weiter. So jung und schon so schwer arbeiten zu müssen! Könnte man doch alle unzufriedenen Nörgler hier mal eine Woche lang einsperren!

Ob wir jemals wieder ans Tageslicht kommen? Mir scheint es, daß wir immer tiefer in den Berg hineindringen. Finden die Steiger selbst den Ausgang nicht mehr? Wir kriechen durch ein Labyrinth von Gängen und Seitengängen. Ich kann kaum noch aus den Augen sehen; meine Füße müssen dicke Blasen haben, wieviel Stunden laufen wir auch schon? Die Dame vor mir atmet schwer. Ich soll die Steiger bitten, einen Moment ausruhen zu dürfen. Sie sind ein ziemliches Stück vor uns, nur an dem schwachen Schein ihrer Lampen ahnen wir sie. Ich setze mich, so gut es geht, in Trab. Mein Fuß verfängt sich in dem Seil zwischen den Schienen, ich torkele, meine Lampe fällt mir aus der Hand und erlischt. Schwärzeste Finsternis ringsum. Ich schreie aus Leibeskräften: „Halloh! Halloh! Warten bitte!“ Keine Antwort. Nichts mehr von ihnen zu sehen. Ich schwöre, in meinem Leben keinen Schritt mehr in ein Bergwerk zu setzen, wenn ich überhaupt jemals wieder das Licht der Welt erblicke! Da leuchtet es in der Ferne auf, der Schein kommt näher und näher; es sind die Steiger, die uns doch vermißt haben. Meine Lampe wird wieder angesteckt, und es geht weiter. Wir dürfen die wackeren Männer nicht zu lange in ihrer Pflichterfüllung aufhalten; sie haben sowieso schon mit Rücksicht auf uns ihr gewöhnliches Tempo verlangsamt.

Wir kamen bald darauf an einen solchen kleinen Rangierbahnhof und sahen gerade den kleinen Verletzten zwischen zwei Wagen eines Kohlenzuges zum Schacht hinabfahren. Wir aber mußten immerhin noch eine halbe Stunde marschieren, bis wir wieder zu unserem Schacht kamen und endlich die Glieder strecken konnten.

Wie wir aussehen! Gesicht und Hände sind schwarz von Kohlenstaub. Im Spiegel bekomme ich vor mir selbst Angst. Aber für jeden steht ein Bad bereit. Der ganze Dreck geht schnell ab. Doch für immer bleibt der Eindruck der dunklen Majestät des unterirdischen Reiches und die Hochachtung vor den braven Männern, die ihr Leben und ihre Gesundheit täglich für eine Gesamtheit aufs Spiel setzen, deren größter Teil das gar nicht verdient hat.

Die entwischte Hose.

Humoreske von Walter Gutkelch.

Allwöchentlich unternimmt Rektor Hinduweit einen botanischen Ausflug. Seit der Versetzung in den Ruhestand sind diese Exkursionen für ihn das einzige Mittel, seine Witwerschaft zu vergessen. Wenn er in seinem grün-schäbigen Lodenmantel mit der umgehängten Stoffmappe durch die Wälder pilgert, hier und da ein Blümchen abknickt oder eine Baumrinde begutachtet, ist ihm seine Emma genau so gegenwärtig, wie in früheren Tagen; ja, er meint sogar, mit ihr zu sprechen und ihr Niesen zu vernehmen, wenn er ihr eine besonders wohlriechende Blüte unter die imaginäre Nase hält. So spaziert er durch die Welt im Genusse eines beschaulichen Alters, nicht gerade glücklich, aber doch ehrpusselig genügsam, wie sich das für einen kinderlosen Rektor a. D. gehört.

Nun geschieht es eines Tages, daß besagtem Rektor eine schreckliche Geschichte zustößt, und zwar ausgerechnet auf der Heimfahrt von einem seiner berühmten Ausflüge, da er wie immer wohlig und gottergeben im Eisenbahnabteil sitzt. Schon gleich nach dem Einsteigen hat er sich dabei ertappt, daß seine hagere Hand ungewohnt oft nach seinen Waden greifen muß, als habe sich dort ein Insekt oder gar ein Reptil verfangen. Möglich ist doch alles heutzutage. Schließlich hat er beim Verzehren der Abendstulle auf einem Baumstumpf gesessen, in dessen Nähe durchaus ein Haufen kribbeliger Tiere gewesen sein kann. Kurz — es ist nicht länger abzuleugnen: er hat eine Ameise in seiner Hose, womöglich auch zwei oder eine ganze Kolonie.

Vergeblich kneift und drückt er an seiner Kniegegend herum; die kleinen Unholde sind nicht tot zu quetschen. Erfreulicherweise steigen an der nächsten Haltestelle wenigstens die Mitreisenden aus, so daß er nun ungehindert zu einem Angriff großen Stiles übergehen kann. Aber merkwürdig — je mehr er an sich herum wurstelt, um so prickelnder wird ihm zu Mut. Schließlich reißt ihm die Geduld, und er faßt den tollkühnen Entschluß, die verhängnisvolle Hose kurzerhand auszuziehen und an dem rasch geöffneten Fenster auszuschütteln. Bis zur nächsten Station dauert es gottlob noch ein Weilchen, und Leute sind ja nicht mehr im Abteil.

Gedacht, getan . . . Der Rektor stellt sich an das Fenster, krempelt die ausgezogenen Hosenbeine um und schwenkt sie nach allen Regeln der Kunst in dem vorüber streifenden Zugwinde aus. So — denkt er —, nun wird wohl keine Ameise mehr darinnen sein. Da aber, während Rektor Hinduweit die gereinigte Hose eben wieder in das Abteil ziehen will, ertönt es batsch — batsch! Und ehe der Verdutzte noch zum Bewußtsein des Verhängnisses kommt, hat sich auch schon ein Beinling des gehißten Kleidungsstückes um einen vorüber flitzenden Signalmast geknäuelt, so daß dem Besitzer der Stoff aus den Händen gleitet und — nun ade, du mein lieb Heimatland! Ach herrjeh, herrjeh! Herr Rektor Hinduweit, jetzt stehen Sie tatsächlich ohne Hosen da, sehr dürr und monumental! Na, nur nicht gleich weinen und vor Weltschmerz das Gebiß verlieren! Es wird ja hoffentlich an der nächsten Haltestelle niemand mehr zusteigen; und an der Endstation kann man sich ja einem Bahnbeamten anvertrauen. Ruhig wieder hinsetzen, jawohl schön hinsetzen, ganz in die Ecke . . .

Allmählich verlangsamt sich das Fahrttempo. Ein Provinzstädtchen mit kleinen Kirchtürmen kommt in Sicht. Der Zug hält, lange sogar. Und was geschieht? Die Tür zu Rektor Hinduweits Abteil öffnet sich, und — herein ächzt eine ältliche Dame mit einem Schirm und zwei Pappkartons. Mit umständlicher Mühe verstaut sie die Schachteln über sich. Dann winkt sie jemand aus dem herunter gelassenen Fenster mit einem Tränentüchlein und läßt sich, als der Zug sich wieder in Bewegung setzt, Rektor Hinduweit gegenüber nieder. Dieser steckt seine Waden so weit wie möglich unter die Bank und bedeckt die Knie geistesgegenwärtig mit einer auseinander gefalteten Zeitung. Da es schon schummerig ist, bemerkt sein ahnungsloses Gegenüber nichts, kuschelt sich vielmehr zu einem gemütlichen Nickerchen in die Ecke, die wurstförmigen Hände auf den Regenschirm gestützt.

Einige Augenblicke danach aber macht der Zug eine Kurve, und — perdauz! entgleitet der Dame der Schirm, im Umschlagen die Zeitung des Hosenlosen zerreißend. Die Dame will sich entschuldigen, sperrt aber nur den Mund viereckig auf. Es folgen: ein Entsetzensschrei, ein Hilferuf und schließlich ein gewaltiger Ruck. Bums — die Entgeisterte hat die Notbremse gezogen! „Ein Wahnsinniger!“ lärmt sie noch aus dem Abteil; dann sinkt sie Rektor Hinduweit ohnmächtig hinten über in die Arme.

Die Wagentüren springen auf, und der Zugführer kommt mit dem Personal. Der Rektor will angesichts der vielen Menschen eine Entschuldigungsrede halten, kann sich aber in seiner verzweifelten Verlegenheit dem schnauzbärtigen Beamten nur stotternd verständlich machen. Immerhin wird allmählich soviel klar, daß er seine Hose nicht mit Absicht, sondern durch ein Mißgeschick eingebüßt hat, was eine donnernde Lachsalve auslöst und der Ohnmächtigen das Bewußtsein zurückgibt. Nach längeren Verhandlungen wird dem Unglücklichen schließlich in der nahen Bude des Streckenwärters gegen Quittung eine abgetragene Leinenhose ausgehändigt, in der er seine Weiterreise antritt. —

Soweit ist nun alles geklärt, sogar von Amts wegen. Dagegen ist noch nicht die Frage entschieden, ob man wegen einer fehlenden Hose die Notbremse ziehen darf.

Lustige Rundschau



* **Die zarte Gattin** (auf ihren Mann einschlagend): „Een Wort noch, Kasimir, un ick bin Witwe!“

*

* **Aus einem Zukunftsroman.** Elena schmollte. „Was hast du nur dagegen“, trotzte sie, „daß Mama zu uns über den Ozean zu Besuch fliegt. Sie hat doch eine Retourkarte, die nur vier Wochen Gültigkeit hat.“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.